



ES WAR EINMAL
EINE FRAU, DIE IHREN
MANN NICHT
SONDERLICH LIEBTE

RUSSISCHE SCHAUERGESCHICHTEN
VON LJUDMILA PETRUSCHEWSKAJA

ES WAR EINMAL
EINE FRAU, DIE IHREN
MANN NICHT SONDERLICH
LIEBTE

RUSSISCHE SCHAUERGESCHICHTEN
VON LJUDMILA PETRUSCHEWSKAJA

AUS DEM RUSSISCHEN
VON ANTJE LEETZ

LESEPROBE

INHALT

GESCHICHTE VON SOKOLNIKI	5
DIE RACHE	7
DIE HAND	12

Deutsche Erstausgabe

© 2010 BvT Berliner Taschenbuch Verlag

Erscheinungstermin: 9. Oktober 2010

ca. 176 Seiten

Alle Rechte vorbehalten

www.berlinverlage.de

GESCHICHTE VON SOKOLNIKI

Zu Beginn des Krieges lebte in Moskau eine Frau. Ihr Mann war Flieger, und sie liebte ihn nicht sonderlich, doch sie vertrugen sich. Als der Krieg ausbrach, wurde ihr Mann bei Moskau eingesetzt, und diese Lida fuhr öfters zu ihm auf den Flugplatz. Eines Tages kam sie hin, und man sagte ihr, das Flugzeug ihres Mannes sei gestern in der Nähe des Flughafens abgeschossen worden, und morgen werde er beigesetzt.

Lida war auf der Beerdigung, sie sah drei verschlossene Säрге, kehrte dann in ihr Moskauer Zimmer zurück, und dort erwartete sie der Einberufungsbefehl zum Ausheben von Panzerabwehrgräben. Sie kam erst zum Herbstanfang nach Hause zurück, damals fiel ihr hin und wieder auf, daß ihr jemand nachlief, ein junger Mann von eigenartigem Aussehen – mager, blaß, entkräftet. Sie begegnete ihm auf der Straße, im Laden, wo sie Lebensmittel auf Marken kaufte, und auf dem Weg zum Dienst. Eines Abends klingelte es, und Lida machte auf. Vor der Tür stand jener Mann, er sagte: »Lida, erkennst du mich denn nicht? Ich bin doch dein Mann.« Wie sich herausstellte, war er gar nicht beigesetzt worden, man hatte pure Erde begraben, und ihn selbst hatte die Druckwelle auf einen Baum geschleudert, und er hatte beschlossen, nicht an die Front zurückzukehren. Wie er die zwei Monate gelebt hatte, fragte Lida nicht, er sagte ihr, er habe alle seine Sachen

im Wald gelassen und sich aus einem verlassenen Haus Zivilkleider geholt.

Und so lebten sie zusammen. Lida hatte große Angst, die Nachbarn könnten etwas mitbekommen, doch es ging gut, in diesen Monaten wurde fast ganz Moskau evakuiert. Eines Tages sagte Lidas Mann, der Winter rücke heran, sie müßten die Uniform vergraben, die er im Gebüsch versteckt hatte, sonst finde sie womöglich jemand.

Lida holte sich von der Hausmeisterin einen Pionierspaten, und sie fuhren los. Sie mußten mit der Straßenbahn nach Sokolniki fahren und dann lange durch den Wald laufen, an einem Bach entlang. Sie begegneten niemandem, und gegen Abend schließlich erreichten sie eine große Lichtung, an deren Rand ein großer Bombentrichter klaffte. Es dunkelte bereits. Der Mann sagte zu Lida, er habe keine Kraft, doch sie müßten diesen Trichter zuschütten, er erinnere sich, daß er die Uniform in diesen Trichter geworfen habe. Lida schaute hinunter und entdeckte dort tatsächlich so etwas wie eine Fliegeruniform. Sie begann Erde hinunterzuwerfen, und ihr Mann drängte sie zur Eile, denn es war schon ganz dunkel. Drei Stunden schüttete sie den Trichter zu, und dann stellte sie fest, daß ihr Mann verschwunden war. Lida erschrak, sie rannte herum und suchte ihn, beinahe wäre sie in den Trichter gefallen, und da sah sie, daß sich die Uniform auf dem Grund des Trichters bewegte. Lida stürzte davon. Im Wald war es stockfinster, doch bei Tagesanbruch erreichte Lida die Straßenbahn, fuhr nach Hause und legte sich schlafen.

Und im Traum erschien ihr der Mann und sagte: »Ich danke dir, daß du mich begraben hast.«

DIE RACHE

Eine Frau haßte ihre Nachbarin, mit der sie die Wohnung teilte, eine alleinstehende Mutter mit Kind.

Je größer das Kind wurde und je mehr es in der Wohnung herumtobte, um so häufiger ließ die Frau wie aus Versehen eine Kanne heißes Wasser auf dem Fußboden stehen oder ein Glas mit Natriumhydroxid, oder sie ließ mitten im Korridor eine Schachtel Stecknadeln fallen. Die arme Mutter ahnte anfangs nichts, da ihr Mädchen kaum laufen konnte, und auf dem Korridor ließ sie es nicht krabbeln, weil Winter war. Aber bald sollte die Zeit kommen, wo das Kind aus dem Zimmer in den geräumigen Korridor hinauslaufen konnte. Die Mutter machte ihre Nachbarin aufmerksam, wenn mitten im weg ein Glas stand, oder sie sagte: »Rajetschka, Sie haben wieder Nadeln verloren«, worauf die Nachbarin sich an den Kopf griff und über ihre Vergeßlichkeit klagte. Früher waren sie Freundinnen gewesen, kein Wunder, zwei alleinstehende Frauen in einer Zweizimmerwohnung, sie hatten vieles gemeinsam, sogar gemeinsame Gäste, und an den Geburtstagen machten sie sich gegenseitig Geschenke. Außerdem erzählten sie sich alles, aber als Sina einen dicken Bauch kriegte, fing Raja an, sie bis zur Bewußtlosigkeit zu hassen. Sie wurde regelrecht krank vor Haß, kam plötzlich spät nach Hause, konnte nachts nicht schlafen, ständig glaubte sie, hinter Sinas Wand

eine Männerstimme zu hören, sie glaubte, Worte zu hören und ein Klopfen, während Sina in Wirklichkeit völlig allein war. Sina daging schloß sich noch enger an Raja an und sagte ihr sogar einmal, es sei ein großes Glück, daß sie so eine Nachbarin habe, wie eine ältere Schwester, die einen in schweren Stunden nicht im Stich läßt. Raja half Sina tatsächlich die Babysachen zu nähen und brachte sie, als es soweit war, zur Entbindungsklinik, nur sie abzuholen mit den Neugeborenen schaffte sie nicht, so daß Sina noch einen Tag länger ohne Babysachen in der Klinik hockte und das Kind schließlich in einer zerrissenen staatlichen Decke nach Hause brachte, die sie zurückzugeben versprach. Raja schob ihre Krankheit vor, die ganze Zeit schob sie ihre Krankheit vor, sie ging kein einziges Mal für Sina einkaufen und half ihr auch nicht, das Kind zu baden, sie daß immer nur mit irgendwelchen Kompressen auf den Schultern herum. Das Kind schaute sie nicht einmal an, obwohl Sina es ständig mit sich herumtrug, mal ins Badezimmer, mal in die Küche, mal an die frische Luft, und auch die Tür zu ihrem Zimmer stand immer offen – komm rein und schau es dir an.

Sina hatte sich beizeiten um eine Heimarbeit gekümmert und gelernt, mit einer Strickmaschine umzugehen, sie hatte keinerlei Verwandtschaft, und das von der guten Nachbarin waren nur schöne Worte, in Wirklichkeit hatte sie niemanden, auf den sie sich verlassen konnte, sie hatte sich die Suppe eingebrockt, jetzt mußte sie sie auch alleine auslöffeln. Solange die Tochter klein war, brachte Sina die fertige Arbeit ohne sie weg und holte sich ihren Lohn allein ab, sie ließ das schlafende Kind zu Hause, aber sobald das Mädchen weniger schlief und größer wurde, fingen die Sorgen an. Sina mußte es mitnehmen. Raja jedoch beschäftigte sich stur mit ihren Schultergelenken,

sie war deshalb sogar krank geschrieben, doch sie zu bitten, auf das Kind aufzupassen, wagte Sina nicht. Raja indes begann mit den Vorbereitungen für den Kindsmord, und immer öfter fand Sina, wenn sie das tapsende Mädchen an beiden Händen über den Korridor führte, auf dem Küchenfußboden ein scheinbar mit Wasser gefülltes Glas, oder sie fand auf dem Küchenhocker den dampfenden Teekessel mit zur Seite geklapptem Henkel, doch Verdacht schöpfte Sina nicht. Jedenfalls zwitscherte sie fröhlich wie immer mit ihrem Mädchen und forderte es auf: »Sag Mama.« Aber wenn Sina jetzt in den Laden oder zur Arbeit ging, schloß sie das Kind ein, und das hatte Folgen. Raja wurde furchtbar böse. Einmal war Sina weggegangen, das Mädchen wachte hinter der verschlossenen Tür auf, offensichtlich war es aus dem Bett gefallen und weinend zur Tür gekrabbelt. Raja wußte, daß das Kind noch nicht richtig laufen konnte, daß es aus dem Bettchen gefallen war und sich sicher arg gestoßen hatte, weil es so schrecklich schrie, und daß es so nah an der Tür lag. Raja konnte dieses Geschrei nicht mehr hören, sie zog Gummihandschuhe über, holte aus dem Badezimmer das Natriumhydroxid, das sie dort versteckt hatte, streute es in einen Eimer mit Wasser und fing an den Korridor zu wischen, wobei sie die Lösung unter die Tür schwappen ließ, hinter der das Mädchen lag. Das Geschrei ging in ein Wimmern über. Raja wischte den Korridor trocken, spülte alles aus – Eimer, Schrubber und Handschuhe –, zog sich um und ging in die Poliklinik.

Anschließend ging sie ins Kino, dann durch die Geschäfte und kam erst am Abend nach Hause. Sinas Zimmer war dunkel und still. Raja sah fern und legte sich dann ins Bett, konnte aber nicht einschlafen. Sina kam die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag

nicht nach Hause. Raja holte das Beil, brach die Tür auf und fand das Zimmer eingestaubt, auf dem Fußboden neben dem Bettchen war ein eingetrockneter Blutfleck, und eine breite Blutspur führte bis zur Tür. Von der Natriumhydroxidpfütze war nichts mehr zu sehen. Raja wischte ihrer Nachbarin den Fußboden, räumte auf und lebte von nun an in fieberhafter Erwartung. Nach einer Woche schließlich kam Sina nach Hause, sie sagte, die habe das Mädchen beerdigt und habe jetzt eine Arbeit mit Vierundzwanzigstunden-Schicht, und mehr sagte sie nicht. Die eingefallenen Augen und die gelbe, welke Haut sprachen für sich. Raja machte keine Anstalten, Sina zu trösten, jedes Leben in der Wohnung war erstorben. Raja saß einsam vor dem Fernseher, und Sina war für vierundzwanzig Stunden bei der Arbeit oder schlief sich aus. Sina war regelrecht durchgedreht, überall hängte die Fotos von ihrer Tochter auf. Rajas Schmerzen wurden immer schlimmer, sie konnte die Arme nicht mehr heben und nicht mehr gehen, nicht einmal Spritzen in die Gelenke halfen. Die Ärzte stellten Arthrose fest. Es ging so weit, daß Raja sich nicht einmal mehr etwas kochen konnte oder auch nur den Wasserkessel aufsetzen. Wenn Sina zu Hause war, fütterte sie Raja, doch sie kam immer seltener, sie redete sich heraus, es wäre ihr zu anstrengend. Wegen der Schulterschmerzen konnte Raja nicht mehr schlafen. Als sie erfuhr, daß Sina Schwester in einer Art Krankenhaus war, bat Raja sie, ein starkes Schmerzmittel, Morphium zum Beispiel, zu besorgen. Sina sagte, das könnte sie nicht: »Auf so etwas lasse ich mich nicht ein.«

»Dann muß ich eben mehr von diesen hier nehmen. Zählst du mir bitte dreißig Stück ab.«

»Mein, niemals«, sagte Sina, »von meiner Hand stirbst du nicht.«

»Aber die eigenen Hände kriege ich nicht hoch«, wandte Raja ein.

»So billig kommst du mir nicht davon«, sagte Sina.

Da streckte sich die Kranke unter unmenschlichen Anstrengungen mit ihren Lippen nach dem Röhrchen, zog mit den Zähnen den Korken heraus und schüttete sich sämtliche Tabletten in den Mund. Sina saß an ihrem Bett. Raja starb sehr langsam. Als der Morgen kam, sagte Sina: »Jetzt hör zu. Ich habe dich belogen. Meine Lenotschka lebt, sie kann jetzt richtig laufen. Sie ist in einem Kinderheim, und ich arbeite dort als Schwester. Und unter die Tür hast du nicht Natriumhydroxid geschüttet, sondern gewöhnliches Speisesoda, ich habe es gegen das Natriumhydroxid ausgetauscht. Und das Blut auf dem Boden – Lenotschka hat sich die Nase aufgeschlagen, als sie aus dem Bettchen fiel. Du bist also unschuldig, niemand hätte etwas beweisen können. Aber ich bin genauso unschuldig. Wir sind quitt.«

Und da sah sie, wie über das tote Gesicht langsam ein glückliches Lächeln glitt.

DIE HAND

Ein Oberst erhielt im Krieg von seiner Frau einen Brief, sie würde sich sehr nach ihm sehnen und bitte ihn zu kommen, denn sie habe Angst, sie müsse sterben, ohne ihn gesehen zu haben. Der Oberst bemühte sich um Urlaub, er hatte gerade einen Orden bekommen, und man ließ ihn für drei Tage ziehen. Er nahm das Flugzeug, doch eine Stunde vor seiner Ankunft starb die Frau. Er weinte, begrub seine Frau und setzte sich in den Zug, als er plötzlich merkte, daß sein Parteibuch verschwunden war. Er durchsuchte alle Sachen, kehrte zu dem Bahnhof zurück, von dem er abgefahren war, alles unter großen Schwierigkeiten, doch er fand nichts und kehrte schließlich nach Hause zurück. Dort schlief er ein, und nachts erschien ihm seine Frau, die sagte, das Parteibuch liege bei ihr im Sarg auf der linken Seite, es sei herausgefallen, als der Oberst sie geküßt habe. Außerdem sagte die Frau dem Oberst, er solle das Leichentuch nicht von ihrem Gesicht heben.

Der Oberst machte es so, wie die Frau ihm gesagt hatte: Er ließ den Sarg ausgraben, öffnete ihn, fand an der Schulter seiner Frau das Parteibuch, aber er konnte sich nicht zurückhalten und hob das Tuch von ihrem Gesicht. Die Frau lag da wie lebendig, nur auf ihrer linken Wange saß ein Wurm. Der Oberst schnippte den Wurm weg, deckte das Gesicht der Frau mit dem Tuch zu, und der Sarg wurde erneut vergraben.

Jetzt blieb ihm nur noch ganz wenig Zeit, und er fuhr zum Flughafen. Ein passendes Flugzeug gab es nicht, doch plötzlich rief ihn ein Pilot in angesengter Uniform auf die Seite und sagte, er fliege gerade in die Gegend, wohin der Oberst müsse, und er würde ihn hinbringen. Der Oberst wunderte sich, woher der Pilot sein Ziel kannte, und auf einmal sah er, daß es derselbe Pilot war, mit dem er hergeflogen war.

»Was ist los mit Ihnen?« fragte der Oberst.

»Ich bin ein bißchen abgestürzt«, entgegnete der Pilot. »Auf dem Rückweg. Halb so schlimm. Ich bringe sie hin, ich weiß, wohin sie müssen, das liegt auf meiner Strecke.«

Sie flogen nachts, der Oberst saß auf einer Eisenbank, die längs durch das Flugzeug ging, und wunderte sich, wie dieses Flugzeug überhaupt fliegen konnte. Innen war es stark zerbeult, überall hingen Fetzen herab, zwischen den Füßen rollte ein verkohlter Klotz hin und her, es roch stark nach verbranntem Fleisch. Sie waren sehr schnell an Ort und Stelle, der Oberst fragte noch, ob sie hier richtig seien, und der Pilot sagte, sie seien genau richtig. »Warum sieht denn Ihr Flugzeug so schrecklich aus?« sagte der Oberst streng, und der Pilot antwortete ihm, sonst habe immer der Steuermann Ordnung gemacht, doch der sei gerade verbrannt. Und er machte sich daran, den verkohlten Klotz aus dem Flugzeug zu schleppen, und sagte: »Das ist mein Steuermann.«

Das Flugzeug stand auf freiem Feld, und überall liefen Verwundete herum. Ringsum war Wald, in der Ferne brannte ein Lagerfeuer, zwischen zerstörten Lastern und Kanonenlagen und saßen Menschen, einige standen, und einige gingen zwischen den anderen herum.

»Wohin hast du mich gebracht, Mistkerl!« schrie der Oberst. »Ist das etwa mein Flugplatz?«

»Das ist jetzt Ihre Einheit«, entgegnete der Pilot.
»Wo ich Sie aufgenommen habe, dorthin habe ich Sie zurückgebracht.«

Der Oberst begriff, daß sein Regiment eingekesselt war, völlig zerschlagen, und er verfluchte die ganze Welt, auch seinen Piloten, der sich immer noch mit dem Klotz abmühte, den er Steuermann nannte und den er aufzustehen und zu laufen bat.

»Was soll's, fangen wir mit der Evakuierung an«, sagte der Oberst, »als erstes die Stabspapiere, die Regimentsfahne und die Schwerverwundeten.«

»Das Flugzeug fliegt nicht mehr weiter«, bemerkte der Pilot.

Der Oberst zog seine Pistole und sagte, er würde den Piloten wegen Befehlsverweigerung auf der Stelle erschießen. Doch der Pilot piffte leise vor sich hin und stellte den Klotz abwechselnd mit der einen und mit der anderen Seite auf die Erde und sagte: »Na los, gehen wir.«

Der Oberst schoß, doch anscheinend hatte er nicht getroffen, denn der Pilot murmelte weiter sein »Los, los«, währenddessen ertönte Motorengeratter, und auf das Feld fuhr eine Kolonne deutscher Lastwagen mit Soldaten.

Der Oberst versteckte sich hinter einem kleinen Hügel im Gras, ein Laster nach dem anderen fuhr auf, doch es folgten weder Schüsse noch Kommandos noch Bremsgeräusche von Motoren. Nach zehn Minuten waren die Laster durchgefahren, der Oberst hob den Kopf – der Pilot mühte sich noch immer mit dem verkohlten Klotz ab, und in der Ferne saßen oder lagen Leute am Feuer oder gingen herum.

Der Oberst stand auf und ging zum Feuer. Er erkannte niemanden, das war überhaupt nicht sein Regiment, das war Infanterie und Artillerie und Gott weiß was noch,

alle in zerrissenen Uniformen, offene Wunden an Armen, Beinen und Bäuchen, nur die Gesichter waren alle sauber. Die Menschen unterhielten sich leise. Direkt am Feuer saß mit dem Rücken zum Oberst eine Frau in einem dunklen Zivilkostüm, ein Tuch um den Kopf.

»Wer ist hier der Rangälteste, erläutern Sie mir die Lage«, sagte der Oberst.

Niemand rührte sich, niemand reagierte, als der Oberst zu schießen begann, doch als der Pilot den verkohlten Klotz bis ans Feuer gerollt hatte, halfen alle, diesen »Stuermann«, wie ihn der Pilot nannte, in die Glut zu wälzen, und damit erstickten sie die Flamme. Es wurde völlig dunkel.

Der Oberst zitterte vor Kälte am ganzen Körper und schimpfte, jetzt könne man sich überhaupt nicht mehr wärmen, nach einem solchen Klotz würde das Feuer nicht wieder aufflammen.

Und da sagte die Frau, ohne sich umzudrehen:

»Warum hast du mich angesehen, warum hast du das Tuch hochgehoben. Jetzt wird dir die Hand verdorren.«

Das war die Stimme seiner Frau.

Der Oberst verlor das Bewußtsein, und als er zu sich kam, sah er, daß er im Lazarett lag. Man erzählte ihm, man habe ihn auf dem Friedhof gefunden, am Grab seiner Frau, und die Hand, auf der er gelegen habe, sei schwer geschädigt und könne jetzt möglicherweise verdorren.